Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 24 (1944-1945)

Heft: 9

Rubrik: Kulturelle Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kulturelle Umschau

Schauspiel in Zürich

Die Aufführung von Lessings "Minna von Barnhelm" ist ein großer Publikumsersolg. Da ist ein höchst vergnügtes abliges Fräulein mit einer äußerst zungensertigen Zose, beibe appetitlich aussehend, moderne saloppe Smartheit kleidet sich putig in den Reifrock, und sportlich freie Manieren sinden sich mit der bepuderten Perücke zu einer graziösen Fastnacht zusammen. Da sind preußische Soldaten, die aus Rücksicht gegen ein pp Zürcherpublikum von 1944 sich so unspreußisch wie möglich gebärden, da ist ein pfissiger Wirt und ein knurriger Diener, da ein radebrechender Franzose, alles hübsch unschuldig und ins Einzelne verliebt. Und die Zuschauer sind entzückt, daß ein Schulbeispiel klassischen Dramas so "natürslich", so stubenwarm, so bequem sich ansühle. Es wäre sehr hübsch, wenn es nicht Lessing wäre. Es wäre sehr artig, wenn man nicht wüßte — von anderswoher wüßte —, daß hier eigentlich die zauberhasteste Blüte der deutschen Komödie vor uns sich entsalten müßte.

Sicher ist es schwer, Klassiker zu spielen. Um das zu wissen, brauchen die Theaterkünstler nicht den Kritiker. Und es ist umso schwerer, je mehr das zu spielende Wert zum Schulsackwissen des Durchschnittszuschauers gehört. Die "Minna" ist eines der bedauernswertesten Opfer der Schule. Man liest sie eigentslich immer zu früh. Und so liegt sie lebendig begraben unter dem Staub schlecht verstandener Erklärungen der Lehrer. Daraus begreift sich nun sicher zum Teil die Freude der Zuschauer an der Inszenierung Direktor Wälterlins. Er nimmt die "Minna", als wäre sie kein Schulbeispiel. Er macht sie wieder harmlos. Aber das Wort hat einen Doppelsinn: den Schuls und Bildungsharm werden wir los, aber um den Preis der Harmlosigkeit. Wälterlin läßt diesen Lessing spielen wie ein Dirigent, der Bach oder Mozart beispielsweise "romantisch" auslöste. Alle Strenge wird gemildert, alse Herde erweicht, alse Küchternheit verwölkt. Man verwendet viel Pedal. Und das nicht aus pathetischem Ausdrucksbedürsnis heraus, sondern aus dem Sinn für seelische Gemütlichkeit. Eben stubenwarm.

Nun wird man sagen, die Hauptsache sei, wenn man das Publikum überhaupt an eine Kostbarkeit wie Lessings Meisterkomödie heranführe. Aber gerade das tut man eben nicht. Man führt die "Minna" zum Bublitum. Das Rezept ift für ben Augenblid ebenso probat, wie verhängnisvoll auf die Dauer. Im Grunde will der Zuschauer im Theater immer zugleich von sich weg und doch dies innerhalb seiner eigenen Welt. Da bleibt benn sinnvollerweise nur der Weg nach oben: in die höhere Horm bes eigenen Selbst. Und so ist das klassische Theater in schärfster Befolgung dieses Grundverhältnisses bazu gekommen, seinen Sinn auf bas fern Mensch = liche zu stellen. Nie verleugnet das klassische Drama die Spannung zur Ferne hin, von der Ferne her. Dabei ist es in gewissem Sinn leichter, jene klassischen -Berke zu spielen, die diese Ferne überall klar aussormen, etwa Racine, die "Pen thesilea", Goethes "Jphigenie" als jene, die verwirrend und täuschend nahe sich an die nichtstilisierte Birklichkeit heranspielen, etwa Molière ober eben Leffings "Minna" — überhaupt die klassische Romödie. Nicht umsonst nennen wir bei Lessing die französischen Parallesen. So herzlich deutsch, so bürgerlich aristokratisch feine Romodie icon ift, fo bleibt fie tief mitgeformt vom ftark ftilifierten französischen Lustspiel (Lessings Kampf gegen die Franzosen hat ja die Wut eines Familienzwistes). Betrachten wir nur einmal das Motiv "Frauenzimmerchen" des Wachtmeisters. Ist das naturalistisch zu spielen? Das wäre so, als wollte man einen Triller bei handn jedesmal neu als Seufzer des übervoll sehnsüchtigen herzens aushauchen. Nein — hier geht es um ein stereothpes Ornament, das bei dem Wachtmeister eine durchgehende, wenn auch noch so leise Stilisierung voraussetzt. Aber eben eine Stilisierung, die unendlich schwer zu sinden ist, da sie sich nach Kräften verhüllt. So schwierig zu sinden wie die genaue Grenze der Vertraulichkeit zwischen Franziska und Minna — die die höchstmögliche Vertraulichkeit zwischen einer Herrin und einer Magd ist, welche dieses sind aus Natur und Eindeutigkeit, sodaß sie auf Grenzen nicht zu achten brauchen. Man möchte sagen, es dürse bei einem Werk wie der "Minna" nie vom Realismus aus gegangen werden. Wieweit man sich ihm aber nähern dürse, sei dann durch die darstellerische Krast der Darsteller und ihre Eigenart zu bestimmen.

Selbst wenn nun in der Burcher Aufführung die erste Forderung nach pringipiell unrealistischem Stil erfüllt murbe, so fehlte es an ber zweiten. Frau Fries hatte als Minna eine gute Szene: die Täuschung Tellheims. Wo sie nicht mahrhaftig zu fein brauchte, war fie echt und ftart: elegant, wipig, überlegen. Sonft aber war fie luftig ftatt fröhlich, liftig ftatt geistig. Eben nicht jene unnachahmliche Einheit von Beift und Gemut, die Leffings eigenftes, iconftes Geschent an die Menschheit ist. Grete Heger war ungehemmt temperamentvoll und vorneweg in Rede und Sandlung - aber immer tamen einem ihre Bergenstöne überraschend, und bon sozialem Grenzbewußtsein vollends war nichts zu spuren. herrn Troeichs Wachtmeister stand als ichlatsiger, berglicher Bursche auf ber Buhne, sympathisch, nur von der Luft des norddeutschen Dix-huitieme hatte er sicher nie geatmet. Herr Schweizer bot als Wirt eine Fulle frohlicher Einzelheiten, boch wie umftandlich fostete er sie aus, wie fehr wurde ihm erlaubt, das hauptthema zu überspielen. Bier zeigte sich gang besonders jene ichon ermähnte Berliebtheit Direktor Balterlins in bas frei ichwebenbe Détail, in ben ungahmbaren Bufall bes Lebens. Sie fommt aus einer für viele Werte unendlich fruchtbaren Sensibilität, fann aber einem ftreng gebauten, ftreng empfundenen Bert gegenüber eber ihre negative Seite auswirken. Uneingeschränkt freuen mochte man fich an herrn Ummanns Riccaut, ber zwar nicht Ralfers subtile Leiftung von bazumal vergessen ließ, aber eine erstaunliche doppelsprachige Equilibriftit meisterte. Und auf weite Streden hin folgte auch herrn Langhoffs Tellheim vielleicht am treuesten Leffings Ton. Es war echte nordbeutsche Sprobheit und Saltung ba (wie ichon klang fein gepreßtes, bürokratisch inniges Ja auf Minnas Frage, ob er sie noch liebe!) — nur jene Durchbrüche in ben Tellheim, der das Fraulein von Barnhelm zu gewinnen verstanden hatte, blieben etwas zu gebämpft. Bahr und bicht erfüllt gab Gretler ben Just. Immer wieder bleibt es erstaunlich, wie dieser Künstler in seiner relativ beichränkten Rollensphäre den gleichen Ton ohne Selbstplagiat abzuwandeln versteht

Die Aufführung von Ibsens, Nora" mit Käthe Gold in der Titelrolle ist sicher ein Höhepunkt in Zürichs Theatergeschichte. Nun ist dieses Werk freilich unübertrefflich zugeschnitten auf die derzeitigen Besetzungsmöglichkeiten des Schauspielhauses. Es ist ein Starstück, das nicht auskommt ohne ein hochgezüchtetes Ensemble. Es stellt ebenso große Anforderungen beherrschender Gestaltung an die Titelsigur wie solche tragender und stützender Unterordnung an die Nebenrollen. Beides wurde sozusagen restlos erfüllt, und es ist mit Sicherheit zu prophezeien, daß diese "Nora", die so leicht hätte antiquiert wirken können, die Zürcher Bühne auf lange Wochen hinaus beherrschen wird.

Triumph der Schauspieler? In diesem Maß gelingt der Triumph nur, wenn der Dichter den sesten Grund dazu gelegt hat. Ibsens Gesellschaftskritik mag als solche leichten Staub angesetht haben; es mögen sich gegen dieses Stück sämtliche Noras in Serienherstellung, die in der Wirklichkeit sich breit machen, verschwören; wir mögen uns ärgern an der kurzangebundenen Entwicklung der Frau Linde — das alles kommt durchaus nicht auf gegen die volle, runde Wahrheit all dieser Figuren. Noch beim Lesen des Stücks kann man sich fragen, ob hier nicht eine gewisse sprachliche Modernisierung geboten wäre; in der Aufsührung aber wird alles zeitlich Gebundene eingeschmolzen und mitgerissen von dem untrüglichen Leben,

das aus diesen Figuren quillt und die ein machtvoller Theaterinstinkt immer wieder zu den dramatischsten Konstellationen vereinigt hat. Und so kommt es zu dem unsglaublichen Ereignis, daß neben dem Grollen der Kanonen dieses Drama des einssamsten, nur sich selbst fordernden Ich bestehen kann in voller Gültigkeit. Daß die Wirklichkeit für einen Abend lang ihren Meister sindet in jener zweiten Wirklichkeit des naturalistischen Theaters, welches uns im allgemeinen so fragwürdig gesworden war.

Freilich: es muß uns bazu wohl in biefer fraglosen Bollendung wie hier begegnen. In biefer Nora, bie in brei furzen Stunden sich wirklich zu verwandeln vermag aus dem lockeren ichfreudigen "Zeisig" zum unerbittlich sich von sich forbernden Menschen. Man kann die Rora vielleicht auch anders spielen, als es Käthe Gold getan hat, aber wenn wir sie sehen, wollen wir das gar nicht wissen, wir wollen und muffen immer wieder nur empfinden, daß es nicht bezaubernder, nicht ergreifender, nicht besser, nicht richtiger getan werben fann. Immer wieder erlebt man bas Bunderbare, daß ber nächste Sat, die nächste Bewegung, ber nächste Rlang biefer Norg gang anders ift, als man es erwartet hatte, und bag er boch gusammenklingt mit jener tieferen Ahnung von der Figur, die in uns lebte. überraichung, bie und nur überraicht, weil wir und noch nicht gang fannten, und bie uns selber weiter, tiefer, lebendiger als wir wußten, an uns zurückschenkt. Wo war Käthe Gold größer: als mit den Kindern hemmungslos tollende Mutter, als zum Tob geängstigte Areatur, als zart mit dem Hausfreund kokettierende Frau, als grausame Richterin ihres Mannes — es gibt kein Abwägen. Und wenn die Erinnerung biefen und jenen Klang ber Aufführung herausholt, so weiß sie sofort auch ihre Ungerechtigkeit anderen Rlängen gegenüber. Soll man sprechen von jenen paar Säten über den Selbstmord zu Krogstad, wo Nora aus der blogen Uhnlichfeit mit ihrem Zeind etwas von trojtlicher Menschenwärme schöpft? Oder soll man iprechen von der erlöften Beiterkeit des erften Aftes, die in dem "garftigen himmelfreugdonnerwetter" gipfelt? Ober von der nachdruckslofen Ralte des Abichicds? Ober von der Liebesszene mit Dr. Rank, wo Wort und Sinn so schwebend, geheimnisvoll unabsichtlich sich gegeneinander verschieben und damit die Liebe als etwas vom Menichen völlig Losgelöftes, elementar Atmofphärisches Form werben lassen? Angesichts solcher Erfüllungen kommt einem jedes Wort, das man je gegen Psychologie und Realismus gesagt hat — und wieder wird sagen mussen —, sündhaft vor.

Aber wie peinlich hätte diese Nora wirken mussen, trot allem, wenn sie nicht die würdigen Gegenspieler gefunden hatte. Wir erinnern uns an fruhere Staraufführungen in Burich, wo irgend ein beutscher Prominenter wie eine Bombe hineinplatte in ein hilfloses Ensemble und nur Trümmer zurückließ. Käthe Gold brauchte hier nie ins Schlaffe ober gar Leere zu spielen. Wenn Frau Dannegger am blaffesten wirkte, so war es vor allem Ibjens Schuld. Immerhin burfte fie vielleicht ihre Maske etwas jünger wählen. Aber welch menschlich wahre Gestalt war der Krogstad des herrn Langhoff, der ichon beim ersten Auftreten die gange Entwidlungslinie ber Rolle vorbereitete; ein armer gefrantter Menich, bessen Bosheit gang undämonisch, einfach und mahr ift. Gine ber schönften Leistungen bieses Schauspielers, umso erstaunlicher, als er ja nur einspringen mußte für einen erkrankten Kollegen. Daß Herr Ginsberg einen Doktor Rank von eigenstem Format binstellen wurde, war flar. Diese Figuren ber Halbtone, bes geistigen und vitalen Zwielichts, liegen ihm ganz besonders, und er hat hier sein Können mit einer Delikatesse eingesett, daß jene große Szene der Liebeserklärung zu einem unvergeflichen Duett wurde. Die Rolle des Advokaten helmer, Noras Mann, ift ebenfo anspruchsvoll wie undankbar. Er muß alles Dunkel auf sich sammeln, damit Nora noch mehr ins Licht trete. Ibsens Zeichnung ist hier oft überabsichtlich und zeigt jenen Haß, wie man sie nur den eigenen Geschlechtsgenossen gegenüber aufbringt. Die Schwierigkeit der Rolle wird dadurch noch erhöht, daß Helmer im selben Zug

ber Entwicklung unseren Haß und unser Berständnis erregen soll. Die Art, wie Herr Horwitz seine Rolle in großartiger Steigerung durchführte, war meisterlich. Jener erste Ausbruch der nur sentimental verkleideten Brutalität in seiner Reaktion gegen Noras Borwurf, er sei kleinlich! Und das wuchs dann beherrschend auf im letzten Akt mit seinen unvergeßlichen Abergängen von wohlanständig gedämpster Betrunkenheit in klarste Brutalität, von oberflächlicher Berliedtheit in urtümliche Eigensucht, von selbstgerechter Beschuldigung zu noch selbstgerechterer Berzeihung. Unvergeßlich aber auch das Schlußbild: der Beginn des Verstehens in jener zugleich zerbrochenen und sich ungeschickt wieder aufrichtenden Bewegung, jene beinahe rührende Starrheit, die etwas von den ersten Regungen eines Totgeglaubten hatte.

Wir wissen nicht, was die Regie des Herrn Heinz zu bessern oder zu raten sand an solchen Spielern, die ihr Eigenstes ungemindert zu geben schienen. Aber gerade diesen Eindruck zu erreichen, ist ja das höchste Ziel, der schönste Triumph wahrer Regie. Jedenfalls war es eine Aufführung, in der ohne Mätzchen und Selbstgefälligkeit auch die kleinste äußere Einzelheit bedacht war. Nur eines sei angemerkt: wie man den großen Dirigenten ost am untrüglichsten an der Länge seiner Pausen erkennt, so den Regisseur an der genauen Handhabung des Borhangs. Wann er salle, ist eine Frage der Sekunde. Herr Heinz täuschte sich nie darin. Das Bühnenbild des Herrn Otto, das zuerst etwas abstoßend in seiner Treue ersicheinen konnte — eine schwierige Frage, da das, was Ibsen "geschmackvoll" nennt, auf uns gegenteilig wirken muß, wir also die Wahl haben, dem Dichter historisch oder ästhetisch zu solgen — dieses Bühnenbild wurde völlig eingesogen von der Wirklichkeit des Geschehens. Immer wieder ergaben sich Bildwirkungen, die an die stärksen Eindrücke von Munchs Kunst erinnerten! Das heißt viel.

Elisabeth Brod = Sulzer.

Der Silm

Bon den beiden ruffischen Filmen "Die Sowjetunion im Krieg" und "Stalingrad" will ber erste nur repräsentative Stimmungsbilber und Einzelausschnitte aus einem Gesamtgeschen, der zweite darüber hinaus noch ein einmaliges geschichtliches Geichehen felber fichtbar machen. Doch muß letteres Streben in feiner Auswirkung natürlich auf ben Begleittert beschränkt bleiben. Das ist nicht unbedingt ein Schade; wird doch fo das irgendwie Ziellose, Unendliche an dem ganzen Beschehen offenbar, sein überschießen über alle Einzelziele, die Art, auf welche all dies Kämpfen und Leiden eine Gesamtveranstaltung der Menschheit mit sich selbst ift, für welche alle Fronten, alle die fie bestreiten, nur Mittel zu einem unbekannten Bweck sind — den man etwa, allzu kurz angebunden allerdings, einen ungeheuren, erbarmungslosen Aberlaß an bem zu üppig gewordenen Leben nennen fonnte. Wenn dieser Zweck in den Instinktgrunden des menschlichen Gesamtseins best eht, jo kann man allerdings gerade angesichts bieser Borführung der russischen Kriegsanstrengung an seiner Durchführbarkeit zweifeln lernen. (Freilich könnte man ja auch den Zweck eines Aberlasses gerade in der Auspeitschung für neue Blutbildung erblicken.) Denn was wir da sehen, ist ein Bolk, das noch völlig in der Naturstärke ber Frühe steht und bamit die ganze fünstliche Stärke ber späten Technisierung, Araft der Gläubigkeit mit Araft der Maschine zu vereinigen lernt: eine Zusammen= setzung, welche die Weltgeschichte noch nicht gesehen hat und die undurchsichtige Drohungen vor uns auftürmt. Weithin gewinnen wir an diesen Filmen den Eindruck einer Lawine von mechanisierten Baffen und Menschen, die schwer über Europa her hängt.

Um von Künstlerischem zu reben, so gehört es zum Eindrücklichsten, wie diese Einheit als Unendlichkeit zugleich der Naturlandschaft und der mechanischen Organisation, als Kollektivierung zugleich urtümlichsgefühlshafter und zivilisatorisch-marios

nettenhafter Art immer wieder Bild wird. Unvergeßlich die Truppe, die einem Heerwurm, oder besser einem lausenden Bande gleich unter dem Gesang wild in eins schmelzender Bolkslieder sich in den Brückendogen hineinschiedt — wie in das Dunkle, in das die Menschheit immer wieder strebt, wenn die Helle sie geblendet hat. Und doch ist jeder dieser Soldaten auch ein Mensch, der am Tode nur die Bewährung und Verinständigung des Lebens sucht, nicht ihn selbst. Immer wieder kommen kleine Jüge, weit jenseits der absichtlich und propagandistisch angebrachten, die dies unorganisierdar Menschliche, Einzelhaste durchbrechen lassen. Wohltuend war, im Vergleich zu einigen andern deutschen Generälen, das ernste Menschens antlit des Feldmarschalls Paulus. Wohltuend war die schwankungslos achtungsvolle Haltung gegenüber dem besiegten Feinde, dessen Angrissen man ja weiß Gott einiges nachzutragen hat. Es blieb etlichen Pöbelnaturen aus einem einsaklosen Publikum vorbehalten, angesichts des Zugs der Gesangenen, die die Merkmale namenloser Zerstörung trugen, in ein höhnisches Gelächter auszubrechen.

Seit René Clair in Amerifa weilt, ift er felbft gwar nicht - aber seine Filme sind anders geworden. Nach wie vor ist die Bemühung die, vom blogen Realismus fortzukommen. Dies ist beim Film umso wichtiger, als das Technische baran ihn berart nahe bei ber Wirklichkeit zu halten scheint, daß die Erhebung ins Runftmäßige barüber fragmurbig wird. Doch hat Clair begriffen, daß es nicht genügt, die Birklichkeit zu verachten, zu gerbrechen, mit Sugen zu treten - wie bas alle die tun, die ihren Anforderungen unter heftigem Schelten auf Binchologie, Naturalismus und photographische Nachahmung auf mechanischem Wege in expressionistische Berftorung oder hieratische Berftarrung zu entrinnen trachten. Begreifen aber, bag mehr nötig ift: nämlich ein tieferes und höheres Kließen, bas die Birklichkeit trägt und musikalisch in sich auflöst - begreifen nütt ba noch nicht viel. Sondern man muß dies Rließen auch zu entfesseln wissen. Clair fand ben Gegenspieler, mit bem fein Geift bies gludfelig, begludend Stromenbe zeugte und gestaltete: Es war das Pariser Volk und seine liebenswürdigsten Eigenichaften, jene göttliche, nichtsnutige, lebensreiche und doch irgendwie geistige Leichtigkeit (die übrigens auf niemanden widerstandsloser wirkt als auf den, der von Natur fehr weit davon entfernt ift, 3. B. den Deutschschweizer). So entstanden die klaffischen Filme aus René Clairs frangofischer Zeit, die in ihrer gegenseitigen Durchbringung von Realismus und Phantaftit, Romöbie und Singfpiel doch wohl den unübertroffenen Idealtyp des Rilmichaffens darftellen.

Dieser Gegenspieler mangelt Clair nun; er hat jett ein schweres Bolk von puritanischer Grundsubstang und schweißigem Arbeitsethos sich gegenüber. Um Die Dide ber Birflichkeit in Bewegung zu bringen, muß er alfo nun jenes lodernde Element von außen an sie herantragen: es ist hier bas Offulte. Aber es ift nur ein fünstlerisches Mittel. Es wird also nicht als Ernst gegen Ernst eingesett, sonbern als humor für humor. Und es ift ein echter humor, zugleich ichneibig. gegen alles Dumme, Aufgeblasene, Niedrige, ohne festklebende Gefühlsseligkit, son= bern immer leichfüßig und bligend - zugleich aber auch von einer wundervollen gutigen Lebensbefreundung und verschwiegener Menschenliebe - Die aber alle Breite der Ergießung verabscheut und, will man fie auf fich felbst festlegen, sich alsbald ins ichillernd Bielbeutige bes Spottes entwindet. Diesen Beg ging Clair schon vor Jahren in seinem "Ghost going west"; und jest wieder in "I married a witch". Es wird barin burchwegs reizend gespielt, voll Laune und Haltung. Gin Sonderlob verdient der alte hegenmeifter, eine Geftalt von bezaubernder; Driginalität. Auch ernstere humore geben unter bem Spiel ber, aber niemals grell ober selbstgewichtig, appuyé. So eine Satire auf die Bolksgunft in ber Maffenbemofratie, die ihren Erforenen mehrmals binnen weniger Stunden gwischen abgöttischer Berehrung und tiefster Berachtung wechseln läßt. Die Berehrung schwingt ichließlich obenaus - fo fehr, daß fogar der Gegenkandidat gegen sich selbst ftimmt - allerdings nicht, ohne dag bie behenden Finger einer hubschen Bere sich eingemischt haben. Es ist ein recht gutes Zeichen, daß ein Film, der so auf alle Dinge verzichtet, die der Masse gefallen, z.B. in Zürich so viele Wochen laufen konnte. Erich Brock.

* *

Wie der "Stalingrad"-Film der Ruffen, ift der "El-Alamein" = Film ber Engländer eine Zusammenstellung von Dokumentarstreifen. Richt absichtslose Busammenstellung freilich, sondern dem Plane folgend, eine flassisch zu nennende Schlacht darzustellen. Das überrajchenbe und erft im Gegenschlag Erschütternde baran ift die mathematische Sauberkeit biefer Schlacht. Tropdem die Bilder von Reportern unter letter Lebensgefahr aufgenommen worden sind (ist es dem Zuschauer gang wohl bei diesem Bedanken?), fehlt eben doch die direkteste Rampfhandlung, ber lette Schmut, bas lette Grauen ber "Condition humaine". Dafür erleben wir die Brägision einer großen Schlacht mit ihren monatelangen, unendlich verzweigten Borbereitungen. Dann und wann sind deutsche Filmbilder, vor allem Bilder von Rommel eingefügt, wobei die durch und durch sachliche und damit anständige Haltung dem Feind gegenüber Achtung erregt. Aber als Ganzes gesehen mußte ber Film monologisch auf die eine Seite beschränkt bleiben. Bekommt der Rrieg badurch etwas beinahe Laboratoriumshaftes, so stellt er anderseits manche typisch englische Eigenschaft besonders flar heraus: die nüchterne und gang unverframpft selbstverständliche Autorität der Generale etwa, das merkwürdig Tradis tionsverliebte (mitten im maschinellen Rampflarm budelt ein schottischer Dudelfact), und nicht zulett eben die botumentarische Haltung bes Films, wie es etwa eine strategische Stizze in einem Lehrbuch will. hier ästhetische Maßstäbe anzulegen, wäre verfehlt, ja vielleicht verwerflich. Und doch war natürlich gerade zur Erzielung einer so sachlichen Wirkung die vorgängige ästhetische Schulung der Hersteller Bedingung.

Elisabeth Brod = Sulzer.

Marino Marini

Anläflich der Kunstausstellung in Basel

Zusammen mit den Stulpturen seines Landsmannes Arnold d'Altri, der Französin Germaine Richier und des Wieners Frit Wotruba stellt der italienische Bildhauer Marino Marini (geb. 1901) im Kunstmuseum Basel eine größere Anzahl Werke der letzten vier Jahre aus, die er in der Schweiz gearbeitet hat. Seine Schau ist uns zu einem der erregendsten künstlerischen Erlebnisse der letzten Zeit geworden, und wir möchten versuchen, die verschiedenen Stadien dieses Erlebnisses nachzuzeichnen.

Der erste Schock: es ist eine reine Plastikausstellung. Die Plastik, diese heute unbekannteste und unbegriffenste aller Künste, kennt der Ausstellungssbesucher beinahe nur noch als verschämte Zugabe, irgendwo stiesmütterlich zwischen einer Flut von Leinwänden in einen Winkel eingekeilt. Hier aber kann man die Plastik nicht mehr übersehen. Denn es sindet sich nichts anderes in den Sälen, in welchen bis "Schafshausen" Böcklins Toteninsel und die Kentaurenschlacht gehangen haben. Und die Aufstellung, welche die geübte Hand des Konservators spüren läßt, hält in glücklicher Weise die Mitte zwischen "malerischer" Zufälligkeit und pedanstischer Systematik; sie läßt dem Beschauer die Freude des Findens und führt ihn doch in unausdringlicher Weise zum Wesentlichen.

Der zweite Schock: das Material. Die ausgestellten Werke Marinis sind fast ausnahmslos in Gips gearbeitet. Dafür läßt sich die einleuchtende Erklärung geben, daß dieser ausgebombte Italiener, der seit einigen Jahren als Gast in der

Schweiz lebt, eben keine Aufträge annehmen barf, also nur für sich selbst arbeiten kann und deshalb auf das billigste Material angewiesen ist. Wir lassen das gelten, und glauben doch, daß jener Materialwahl zugleich auch eine tiefere Notwendigkeit zugrunde liege. Wir geben zu, daß der Rünftler in früheren Jahren eine größere Anzahl Werke in festeren Stoffen, in Stein und Metall, gearbeitet hat, und meinen doch, in manchen von ihnen verkappte Gips-Sfulpturen zu erkennen. Der Gips wird zuweilen als das "charatterloseste" Material für einen Bildhauer bezeichnet. Er gibt nicht - wie etwa ber Stein, mas die Werke ber Wotruba und d'Altri's beutlich zeigen -- schon an sich, allein als Material, dem Künstler einen Kückhalt. Er hat im Grunde keine "Qualität". Dafür aber läßt er wie kein anderer Stoff die Persönlichkeit des Künstlers in schärsster Nacktheit hervortreten, seine subtilsten Absichten macht er sichtbar. Für einen Bildhauer von der feinnervigen, ja nervösen Art Marinis ift er das gegebene Material. Das "Provisorische", das dem Gips eigen ift, wird nun in feiner Bermendung noch besonders betont. Wir ftogen auf Figuren, bei welchen bloß die Borderseite ausgearbeitet ist, während hinten eine gähnende Öffnung die Holzstüßen zeigt, die das Ganze tragen. Bei anderen finden wir große Böcher, wo der Gips nicht ausgereicht zu haben scheint, wiederum bei anderen sind jolche Löcher durch in fluffigen Gips getunkte Zeitungen verklebt, die noch Schrifttypen erkennen laffen. Bei einem Mädchenkopf ift die Guß-Form nur gum Teil weggeschlagen und am hintertopf als haubenartiges Gebilde belaffen. Oft auch hat der Runftler in das fertige Werk wieder hineingemeißelt, hineingekratt und die Spuren stehengelassen. Doch all das hat nichts von der Absichtlichkeit jenes leicht altmodisch gewordenen "épater le bourgeois" des Dadaismus von 1918. Es ist organisch zugehörig, es stört nicht, es wird als mit bem Ganzen übereinstimmend empfunden.

Der dritte Schock: das Dargestellte. Drei sehr unterschiedliche Gruppen laffen fich unterscheiben, die auf den erften Blick gar nichts gemeinsam zu haben scheinen. Als erstes beinahe wörtliche Anklänge an antikes und anderes klaffisches Runftgut; Reliefs, die auf Altrömisches und Etrustisches zurückgehen, Frauenköpfe, die an florentinische Profise gemahnen. Kraß tritt uns hier die Probsematik des modernen italienischen Runftlers entgegen, ber in einer musealen Landschaft zu ersticken droht, sofern er nicht ins Ausland, nach Paris (trop Louvre!) oder sonstwo hin, flüchtet. In kaum einem anderen Lande lastet eine solch übermächtige Bergangenheit auf dem Einzelnen, ihn täglich und ftundlich zur Infragestellung seiner Existenz nötigend. Und wenn sich Marini auch nicht zur suturistischen Forderung nach Zerstörung aller Museen versteigt, so gab er uns doch melancholisch zu verstehen, daß auch ihm zuweilen die Museen zu drückender Last würden. Die zweite Gruppe führt in eine völlig andersartige Belt. Es sind weibliche Figuren von robuster, frasser Derbheit und Bitalität. Das Gesunde, Unproblematische wird überbetont in Sangebauchen, X-Beinen, in Physiognomien von beinah tierischer Dumpfheit. Und wieder anders die dritte Gruppe: Geftalten überfeinerter Senfibilität und voll eines elegisch-melancholischen Bathos ("Arcangelo"), Borträtköpfe, geprägt von einer überwachen, geradezu seismographisch exakten Psinchologie.

Doch bei näherem Betrachten entbeckt man, daß diese drei Kreise sich gegensseitig überschneiden, daß sie durch ein geheimes Band verbunden sind. Die Anklänge an alte Kunst enthüllen sich als traurig-ironisches Spiel mit den überresten einer ganzen, längst entschwundenen Kultur; die alten, einst verbindlichen Inhalte sind zur Arabeske geworden. Das Pferd etwa, einst in der Plastik Bild der Boll-Krast, wird von Marini mit besonderer Liebe umworden, doch unter seinen Händen gerät es zum Ornament. Die überdeutlichkeit des Bitalen in der zweiten Gruppe stößt geradezu auf das Fehlen des Glaubens an den Besitz dieses Bitalen. In einem Relief, einer Gruppe von drei Frauengestalten, tritt die mittlere voll und prall hervor, die beiden anderen, rahmenden hingegen zerstließen in den Grund hinein. Der Glaube an das Gesunde, Kräftige vermag sich in einem mittleren Punkte zu-

sammenzuballen, gegen die Känder zu läuft er aus in das Wissen um die Unbestimmtheit. Die Extremitäten, vor allem die Füße, haben oft etwas bloß noch Ansgedeutetes. Die Figur einer Hockenden, die von serne an die "Negerplastit" des Expressionismus erinnert, streckt uns von nahem statt der erwarteten einsachen, großslächigen Kuben einen vor Nervosität beinahe zuckenden Rücken entgegen. So erkennen wir, daß die dritte Gruppe im Grunde die beiden übrigen in sich einschließt. In ihr ist der Künstler ganz sich selbst. Im Werk des Marino Marini tritt uns die Problematik aller Kunst in unserer Zeit mit ausschender Deutlichkeit entgegen: der Verlust der Ganzheit.

Der lette Schock. Er ist schwer zu umschreiben. Am ehesten läßt er sich ans beuten burch die überraschende Tatsache, daß trot diefer Bestandaufnahme ber Rrife, wie wir fie in folder Scharfe nicht oft hingestellt bekommen (und wie fie nur ein erschütterbares Medium vom Range Marinis geben tonnte), ber fabe Nachgeschmad ausbleibt. Im Gegenteil: Diese Runft begludt. Doch bamit ift tein betabentes Behagen an der Auflösung gemeint. Nein — hier wird ein uns alle Angehendes immer und immer wieder gebannt und überwunden, hier wird es zur Form. Und zwar zu plastischer Form. Es ist bisher noch niemandem gelungen, in Begriffen auszudruden, was dieses Besen des Plastischen eigentlich sei. Und wir wollen uns hier auch nicht an die Beantwortung dieser Frage wagen, die eine (wenn auch nicht die wichtigste) der vielen Fragen ist, an welchen der menichliche Geist stets von neuem wieder zuschanden geworden ist. Man gehe etwa um bie große stehenbe Mabchenfigur in bem mittleren Saal langfam herum, man vernehme, wie die scheinbar ungeschlachten Glieder sich ineinander fügen, wie keine leere Stelle sich findet, und man wird erkennen, daß auch hier, obwohl verborgener, etwas von jenem Gefet lebt, das der Mensch seit je gesucht hat. So verspuren wir im Berke dieses großen Künstlers jenen "metaphysischen Trost", der nach der "Geburt der Tragödie" die Aufgabe aller Kunst sein soll.

Armin Mohler.

Blanz und Verfall geschichtlicher namen

Unter den weltberühmten Schlöffern, in denen oft Geschichte "gemacht" wurde, ragt Fontainebleau bei Paris hervor. Am bekanntesten wohl wurde es, da dort im April 1814 Rapoleon vor seiner Berweisung auf die Insel Elba von seinem Heer Abschied nahm. In Kontainebleau hatten die Könige aus dem Haus Balois geweilt, auch heinrich IV., Peter der Große, Rousseau, Boltaire, der Papst Pius VII., Bourbonen, der Bürgerkönig Louis Philippe von Orléans bewohnten es. Dort fanden die prunkvollen Feste statt, die den andern Napoleon, le Petit nach bem Bort Bictor Sugos, und die Raiferin Eugenie über ihre Lage bor ben Kriegen von 1866 und 1870 hinwegtäuschen sollten. Flaubert gibt in seiner "Education sentimentale" eine Schilberung Fontainebleaus, die ihn zum Schlusse führt: Die Wohnsitze der Könige haben eine ganz eigentümliche Melancholie, welche die Bergänglichkeit der Herrschergeschlechter und die ewige Erbärmlichkeit aller Dinge erweist. Wohl gähnt im Roman Flauberts die oberslächliche Rosanette zu solcher Einsicht. Wer aber den Wandel von Glanz zu Verfall spürt und über geschichtliches Berden und Bergehen nachdenkt, muß wehmütig berührt werden, wenn er durch einst stolze Loire-Schlösser wandert, deren Besitzer sie heute für ein wenig Geld zeigen laffen. Bor bem Kriege konnte man nicht genug Ruinen bewundern; das Heidelberger Schloß, der Papstpalast zu Avignon, die Arena von Arles, die Alhambra, die Afropolis, Paestum und Taormina, traurige Überbleibsel Karthagos, Sphingen und Phramiden wurden zu Objekten einer Fremdenindustrie. Berühmteste Namen, gewaltigste Greignisse werden für ein Trinkgelb vorbeihastenden Cookgesellschaften "erklärt". Im aus jahrtausendealtem Schutt ausgegrabenen Pompeji brängten sich sensationslüfterne Besucher. Wenigen mochte der Gedanke kommen, daß am Besuv, beffen Lava im Jahre 79 die drei Städte Pompeji, Stabiae und Herculanum begrub, 555 die Berzweiflungsschlacht gekämpst wurde, die das große Bolt ber Oftgoten vernichtete, sodaß es bis auf ben Namen aus ber Geschichte verschwand. Und es war die lette nicht, die ber Besub sah. Sübitalien bote besonders viele tragische Beispiele für das Blühen und Welken geschichtlicher Größe. Längst find jene reichen griechischen Rolonien wie Tarent und Sybaris vergessen, die herrschaft ber Thrannen von Sprakus, ber Normannen in Sizilien ift verschollen, bas unter Friedrich so glänzende Reich der Hohenstaufer in Nacht versunken. Als Rarl von Anjou 1266 bei Benevent den deutschen König Manfred besiegt hatte, begnügte er sich nicht mit bessen Tod, auch sein Name sollte untergehen; so wurde bie Hafenstadt Manfredonia amtlich in Siponto Novello umbenannt. Doch Gregorovius fand, als er jene Gegend durchwanderte, daß das Bolk am einstigen wohlflingenden Ramen festhielt, freilich faum aus Bietät für ben fremden toten Rönig. Wie gang die Erinnerung an Manfred verschollen ift, zeigte die Erklärung, die ber Forscher an Ort und Stelle erhielt: Onia war die Frau eines Regenten Manfredi, daher heiße die Stadt Manfredonia. Immerhin stellt Gregorovius gern fest, "bag bie willfürliche und gewaltsame Beränderung geschichtlicher Ramen nicht immer durchgesett werden fann." -

Seit 177 v. Chr. war das etrustische Luna zur römischen Hafen- und Handelsstadt geworden, auf die selbst Rom zur Kaiserzeit mit Eisersucht blickte. Luna oder Luni besaß herrliche Marmortempel mit wundervollen Apolloskulpturen, ein prunkvolles Amphitheater, große Reedereien und Banken; aber seit der Bölkerwanderung verödete die Stadt, und ihr Hasen versandete. Schon Dante wählte Luna als Sinnbild der Hinfälligkeit alles Irdischen und der Bergänglichkeit der Menschengeschlechter. Und Petrarka sprach vom völlig verschwundenen Luna nur noch als von einem leeren Namen: Luni nudum et inane nomen. Und Kavenna, der stolze Sit Theodorichs des Großen, Dieterichs von Bern? Tieser als jede Schilderung es vermöchte, läßt das von Othmar Schoeck vertonte Gedicht Hermann Hesses Glanz und Verfall dieser Stadt ahnen:

"Ich bin auch in Ravenna gewesen, ist eine kleine tote Stadt, die Kirchen und viel Ruinen hat, man kann davon in den Büchern lesen" tönt es wie aus Grabesgrüften.

Wenn der Leser sich diese wenigen Beispiele überlegt und ihnen selbst noch viele weitere beisügt, wird er kaum mehr Homers uralten Vergleich der Menschens geschlechter mit den alljährlich vom Wind verwehten Blättern zu tragisch oder Schillers Sat zu pathetisch sinden:

"Bölker verrauschen, Namen verklingen, Finstre Bergessenheit breitet die bunkelnachtenben Schwingen über ganzen Geschlechtern aus."

Baren solche Schicksale nur im Mittelalter und Altertum möglich? Noch vor kaum dreißig Jahren hätten die meisten mit Ja geantwortet, im behaglichen Gefühl, solche Furchtbarkeiten lägen uns zeitlich und räumlich sehr ferne. Heute sind wohl auch diese meisten gründlich eines Schlechteren belehrt. Die jezige Generation hat es erlebt und wird es noch erseben, daß berühmte Städte völlig zerstört sind, mächtige Herrschergeschlechter verschwinden, alte Völker unterjocht und vergessen werden.

Im Hinblick auf den kommenden Frieden (den wir vielleicht in Anlehnung an die non-belligerenza eher Un-Frieden nennen müssen) werden jetzt schon Länder verteilt, Regierungssysteme ausgerottet, Ariegsschuldige ausgeschieden, sogar Weltsanschauungen vernichtet und durch andere, ebenso absolute und alleinseligmachende zu ersetzen versucht. Schon befassen sich Politiker, Nationalökonomen, Generale, Gelehrte, ja ganze Konserenzen mit Nachkriegsproblemen und zukünstiger Weltsordnung. Von wem und wie lange sind besiegte Länder zu besetzen, welche Staatssversassung ist ihnen aufzunötigen? Wie ist Weltschaften zu vermeiden, wie kann

die Ariegsindustrie auf Friedensproduktion umgestellt werden? Solche und ähnsliche Fragen größter Tragweite stellen sich. Ankurbelung der Birtschaft, Organisation eines neuen Bölkerbundes, Ausbau der zerstörten Städte, Bekämpsung der Arbeitslosigkeit, neue Ums und Ansiedelung heimatlos gewordener Bevölkerungen, Ausgleich zwischen Landwirtschaft und Industrie, soziale Befriedung drängen sich als notwendige Ausgaben auf. Für manches wird jetzt schon vorgesorgt, vieles ist geplant — auch einiges, worüber kommende Tatsachen wohl umstürzend hinwegsichreiten werden.

Eines wird offenbar vergessen: wir vermissen die Borsorge für eine keineswegs leichte kulturell=postalische Umstellung. Man stelle sich näm= lich die ungeheure Menge von Täfelchen vor, welche die bestimmt zu erwartende Umbenennung von Stragen und Pläten nach dem Baffenstillstand in mehreren Ländern erfordern wird. Gewiß werden die Bolfer noch größere Sorgen fennen; aber von der Art der Erledigung dieser nur scheinbar nebensächlichen Geringfügig= feit wird viel abhängen; es wird sich in ihr sinnbildlich vieles von künftiger Weltgestaltung ablesen lassen. Jungft las man eine geradezu komisch wirkende Schilderung von der "Ginholung bes fleinen Ronigs" in Floreng; bie Bilbfaulen einer gewesenen Majestät seien unter allgemeinem Jubel und in großem Birrwarr entfernt worden. Das Problem der Namenänderung ließe sich wahrhaftig wie eine furchtbare Satire betrachten ober wie jene in hochster Not Athens entstandenen, über Götter, Menschen, Lügen und Fäulnis, Niederlage und Tod spottenden Lustspiele des unglaublich freien Aristophanes. Uns liegt ironische Behandlung des Themas fern, benn wir miffen, bag in fo apotalpptifcher Beit wenige Lefer ben aus Tragit erwachsenen Humor etwa Raabes ober Thackerans ober Swifts ober Balzacs schätzen; wenige sind innerlich frei genug, Gottfried Rellers "Lebendig begraben" zu verstehen oder den Lachtrampf, der bei &. Th. Bischer die beiden trauernden Freunde "Auch Einers" an seinem offenen Grabe erfaßt. Es sei einigen geschichtlichen Andeutungen überlaffen, auf zweifellos bald fich stellende Fragen aufmerksam zu machen.

Bei der Umwälzung von 1917 wurde in St. Petersburg, zuerst umbenannt in Petrograd, dann in Leningrad, am Denkmal Alexanders III. der Zarenname herausgemeißelt und folgende Inschrift angebracht:

"Die Bogelscheuche. Mein Sohn und mein Vater wurden hingerichtet und ich erntete Berachtung nach dem Tode. Ich stehe hier als Vogelscheuche für das Land, das für ewig die Last der Selbstherrscher abgeschüttelt hat. Der vorletzte allrussische Selbstherrscher Alexander III."

In Paris wurde ein 1748 beschlossens, 1763 vollendetes Reiterstandbild Ludwigs XV. 1) aufgestellt auf dem Plat, der darnach Place de Louis XV hieß. Am 10. August 1792 beschloß die Gesetzgebende Versammlung die Zerstörung des Denkmals; am 11. August wurde es unter dem Gelächter der Pariser umgestürzt; auf dem übrig gebliebenen Sockel wurde dann eine Rolossalstatue der Liberté aus Gips errichtet, und der Plat erhielt den Namen Place de la Révolution. Am 20. März 1800 besahl ein Konsulardekret, daß jene Freiheitsstatue durch eine Triumphsäule zu ersetzen sei; am 25. Messidor des Jahres VIII legte denn auch der Innenminister Lucien Bonaparte unter großen Zeremonien den Grundstein des neuen Monuments. Die Ausführung unterblieb; statt seiner wurde dort der Obelisk von Luzor ausgestellt. Immerhin wurde der Name des Revolutionse, früher Ludwigsplates nun in Place de la Concorde umgeändert, dis auch dieser Name im April 1814 wieder durch Place de Louis XV ersetzt wurde, seit 1830 aber neuerdings Place de la Concorde heißt — sogar heute noch. Es sei nur noch erwähnt, daß an der Stelle

¹⁾ Der Bolfswiß fand Ausbruck im Epigramm:
O la belle statue! O le beau piédestal!
Les Vertus sont à pied, le Vice est à cheval!

jener Standbilder bald des unwürdigen Königs, bald der fraglichen Liberté zu gegebener Zeit auch die Buillotine stand. Man fieht, es ließe sich die Geschichte der Sauptstädte rein nur nach bem Bechsel ihrer Stragennamen ichreiben. Je außerlicher die Nötigung zur repräsentativen Namengebung war, ober je mehr sich ein Bolt an Gesten erhebt, berauscht und beruhigt, desto eher ist Umänderung der Täfelchen und Denkmäler nötig. Wer die Weltgeschichte illusionslos betrachtet, fäme zur überzeugung, es wäre überhaupt praktischer, politischen Persönlichkeiten nur leicht ersetbare Standbilder aus Gips zu errichten, nur auswechselbare Täfelchen zu verwenden. Welche Ersparnisse ließen sich erzielen, welche Verlegenheiten vermeiben! Als während der frangösischen Revolution die Bappen abgeschafft wurden, ließen sparsame Abelige sie auf ihren Kutschen abwaschar überstreichen, was einen Butanfall Marats hervorrief. Eine grausame Fronie will jett, daß in ganz zerstörten Straßen oft nur noch ihr Name allein unversehrt blieb; zwischen schwelenben Trümmern findet sich etwa noch ungersplittert der Stein mit der Ausschrift Hindenburgplat, die Tafel mit dem Namen Bismarcfftrage. Erst jett glauben wir zu ahnen, weshalb die Witwe Capet, früher Königin Marie Antoinette geheißen, auf ber Tahrt zum Schaffot bie Inschriften an ben Sauserfronten anichaute.

Heute sieht das unglückliche Europa größeren Anderungen entgegen als je zwor. Wer mag sich vorstellen, wie in einigen Jahren die Namen wiederaufgebauter Straßen lauten? Um ganz neutral zu sprechen und jede denkbare Art von Kriegssausgang zu berücksichtigen: man wird doch kaum annehmen, daß bei einem evenstuellen Einzug der Deutschen in Kapstadt der SmutzsDuai gern gesehen würde oder in Washington eine WilsonsAvenue lange geduldet wäre. Im andern Fall aber würde man es Briten, Amerikanern, Russen nicht übelnehmen können, wenn sie auf deutschem Gediet durch bestimmte sehr häusige Straßennamen erregt würden. Wie oft haben schon in Friedenszeiten bloß leere Aufschriften zu Streit und Haß Anlaß gegeben! Im Elsaß, in Flandern, in Südtirol. Jeht würden Zorn und Not in ihrer Sucht, verantworkliche "Kriegsverbrecher" zu sinden, sich gegen bestannte Namen ausbäumen.

Seit 1934 beeilte fich in Deutschland jede Stadt, jedes Städtlein, jedes Dorf. jeder Beiler- sofern er überhaupt einen Plat oder eine benennbare Gasse besaß fieberhaft, sei es aus moralischem Zwang, aus ehrlicher Begeisterung, aus Nachahmungssucht ober im Taumel, nun werbe es endlich besser ober wenigstens anders werden, die neue Hoffnung auch äußerlich, eben burch Umbenennung von Stragen festzuhalten. Burde es zu einer Besetzung tommen, mußte nun gerade dieser bestimmte Name, auf ben eine übergroße Last von Berantwortlichkeit geburbet wird, auf die Besetzenden aufreizend, unmöglich, ja tomisch wirken, für die Besetzen aber peinlich, beschämend, trostlos. Die Täfelchen können also nicht bleiben, auch die Bilber in den Auslagen und Wirtschaften werden verschwinden. Manchmal werden die Namen und Porträts noch früher unsichtbar als ihre Träger. — Welche Komplikationen vermag schon die friedliche notarielle Abanderung einer Grundbuch= eintragung zu bedingen! Nun denke man an die ungeheuren Sphotheken und Serbitute, die nach bem Krieg entstehen werben. Bielleicht wird sich ein Paragraph bes zufünftigen Friedensvertrages mit den Stragenbezeichnungen befassen mussen. Möge er Korridore und allzu fühne Neuerungen vermeiden, wäre es auch nur um der späten Ginsicht willen, daß Umwälzungen stets große Ausgaben für Stragennamen-Erneuerung verursachen. Man entschließe sich endlich für neutrale, wertbeständige Namen! Wohl wäre zur Bahl kulturell bedeutender Benennungen zu raten, wie Beethovenstraße, Humboldtsteig, Kantplat - doch ist zu befürchten, daß solche Namen fünftigen Europäern nichts mehr bedeuten.

Heute sind die vor dem Krieg so verbreiteten Pariser Zeitungen "Le Journal", "Le Matin", "Paris-Soir" u.a. verschwunden; ihre Druckereien werden vom "Franctireur", dem "Combat", dem "Parisien libéré", dem "Front National", der "Libération" usw. "übernommen". Auch neue Briesmarken sind zu drucken. Bei uns hat das Neuenburger Wappen auffällige Wandlungen ersahren, getreu

der Geschichte des jungen Kantons. Ursprünglich zeigte es einen roten, mit drei silbernen Sparren belegten Pfahl, gelb und rot war die Fahne. Orangegelb wurde später den preußischen Farben schwarz-weiß hinzugesügt, die im April 1848 durch grün-weiß-rot ersett wurden. Unter der Herrschaft Berthiers war die neuenburgische Kokarde rot-weiß-blau. Während in andern Staaten Museen mit abgelegten Straßentaseln gefüllt werden könnten, wird sich hoffentlich in der Schweiz nur die Frage stellen, wann die Wegweiser endlich wieder aufgestellt werden und ob die Bunker und Tanksperren abzubauen oder beizubehalten wären.

Unserem schweizerischen Volkscharakter dürfte jenes Abhängen von Täselchen, das häusige Umbenennen, das theatralische Einholen versinkender Denkmalgrößen, der ganze gipserne Wechsel nicht entsprechen. Vor wie nach 1798 besitzt Bern seine Junkerngasse; sogar in unsern sozialdemokratischen Städten bleiben Namen wie Waldmann, Bubenberg, Hallwyl, von Erlach geehrt. Auch diese scheindar kleine Nuance bürgt für die treue Solidikät unseres Volkes und ist ein Sinnbild unseres überreich begnadeten Landes.

"Plan"*)

Die bedeutsame Umgestaltung einer bisher nur resativ wenigen Spezialisten bekannten Fachschrift ist zu notieren; aus der bloßen Beilage zur Zeitschrift der Bereinigung schweizerischer Straßensachmänner und der Schweizerischen Bereinisgung sür Gesundheitstechnik, seit vierzehn Jahren unter den Titeln "Bebauungsspläne und Quartierpläne", später "Landess, Regionals und Ortsplanung" ersichienen, ist eine selbständige Publikation geschaffen worden. Unter dem in seiner Knappheit allein fast schon programmatisch anmutenden neuen Namen "Plan" kommt sie jetzt als ofsizielles Organ der Schweizerischen Bereinig ung sür Landesplanung. Und mit dieser thematisch größeren Funktion erhalten die neuen Hefte eine Bedeutung, die ihren Rahmen vom mehr Technischschalten die neuen Hefte eine Bedeutung, die ihren Rahmen vom mehr Technischschlese ins Organisatorischschrischerische ausweitet. Denn, wie Nationalrat Or. h. c. Meili, der Präsident dieser Bereinigung, in Nr. 2 erklärt, "bedürsen die ersten Ansänge landesplanlicher Realisierung einer großangelegten staatsbürgerslichen Erziehungsarbeit."

Die drei ersten Hefte für Mai, Juli, September liegen nun vor, so daß sich ein Bild gewinnen läßt vom beabsichtigten und realisierbaren Charakter der neuen Zeitschrift. Das von ihr zu befolgende Programm wird in Nr. 1 dargelegt, indem die zehn Mitglieder der Redaktionskommission, durchwegs mit den Besonderheiten der Landesplanung von ihrem Beruse her vertraute Fachleute, zu grundsätlichen Fragen kurz Stellung nehmen, z. B. "Begriff und Organisation der Landesplanung" (L. Derron); "Frage der Planungsregionen" (H. Gutersohn); "Commissions régionales et répartition des zones" (E. Virieux); "Organisatorischer Ausbau der Schweiszerischen Bereinigung für Landesplanung (R. Steiger).

Nr. 2 enthält — neben einem Appell Dr. Meilis an die Mitarbeit von Beshörben und Privaten — zwei Hauptbeiträge, die sich mit konkreten Aufgaben befassen: P. Trüdinger, Stadtplanarchitekt Basel, setzt sich in eingehendem und reich illustriertem Bericht mit den aus dem im April entschiedenen "Ideenwetts bewerd Olten und Umgebung" gewonnen Erkenntnissen auseinander. Ein kurzer Aussatz über den "Türlersee als Schutzebiet" bringt die zugehörige Berordnung im Originaltext samt Zonenplan. — In Nr. 3 orientieren C. D. Furrer über die "Borarbeiten für eine Regionalplanung im Zürcher Oberland", H. Boesch mit reicher Literaturangabe über "Geographie und Planung in USA und England"; G. Ammann endlich berichtet über den Stand der auf eine Koordinierung der Inters

^{*)} Schweizerische Zeitschrift für Landes-, Regional- und Ortsplanung / Revue Suisse d'urbanisme. 2-monatlich. Berlag Vogt-Schild A.-G., Solothurn.

essen gerichteten Bestrebungen für eine bessere "Gestaltung der Landschaft bei Meliorationen" unter Beifügung der vom Sidg. Meliorationsamt aufgestellten "Richtlinien".

Als ständige Rubriken enthalten die Hefte zunächst unter "Warum geplant werden muß" Beispiele aus der Praxis, welche die Notwendigkeit einer vorbeusgenden Planung zeigen sollen. Sodann orientiert eine "Umschau" über die landessplanerischen Bestrebungen im Inland. Den Abschluß bilden "Mitteilungen der BLP", Besprechungen über das einschlägige "Schrifttum" und "Ausland"Berichte: Besonderes Interesse verdienen der "Bericht über die Maßnahmen zur Organisation des Nachkriegs-Ausbaus und der Landesplanung in England" (Nr. 1) und der "Coup d'oeil rétrospectif sur einq années de travail de la Fédération internationale de l'Habitation et de l'Urbanisme".

Der bei der breiten Interessenbasis nicht zu verkennenden Gefahr, sich im Allgemeinen zu verlieren, ist durch die im einzelnen geübte Konzentration auf eine sorgfältige Bearbeitung von Sonderproblemen begegnet worden. Der Wert der Neuerscheinung dürfte vor allem auch in ihrer Eigenschaft als Wegweiser zur Ersfassung und Meisterung komplexer räumlichstechnischer Zusammenhänge regionalen Maßtabes liegen.

neue Teffiner Lyrik

Ein Rleinod an Ausstattung, liegt vor uns Giovanni Bianconis zweite Gedichtreihe: nicht umsonst ist Bianconi der geschätzte, unlängst im kantonal tessinischen Wettbewerb erstausgezeichnete Schwarzweißkünstler. Die Vorderseite des Umschlags schmückt ein dekoratives Ottocentomotiv, das Bildnis eines rastenden Sängers beim Abendtrunk, dessen Rückseite; kleine, seine, man möchte sagen Holzsstich e. Landschaften, Straßenbilder, Arbeitsszenen, Stilleben — zieren die durch den Druck weniger belasteten Seiten; die Schwarzweißwiedergabe eines altvätezrischen Backwerkstandes illustriert den Titel "Ofell dal specc" ("Spiegelgüeşi") 1).

Ein wehmütiger Titel. Denn solch' süßes Gebäck mit dem runden, lustig blinkenden Spiegelglas in der Mitte gibt es im Tessin schon lange nicht mehr. Auch vieles andere Vertraute, ehedem die Kinderjahre Beglückende, vieles musisch Heimische gibt es nicht mehr, und mancherlei Neues, Fremdes hat sich eingeschlichen oder aufgedrängt. Dem Künstlerherz ist dabei nicht ganz geheuer. Umso stärker sein Verlangen, in unverfälschen Heimatlauten, der Mundart von Minusio, sich auszusingen. In den verschiedensten Tonarten und in den verschiedensten, streng eingehaltenen, oft sehr reimreichen Metren, versteht es Bianconi, zu sessen, zu überzeugen. Früheres und Heutiges, Alltag und Festag, Kauziges und Sakrosanktes, Ihhlsiches und Tragisches, Täuschung, Enttäuschung, Ergebung, und wühslende, ihm selbst ungeklärte Beklemmung, Beängstigung, Todeswitterung: all das erhält eigenartigen, tressenden Ausdruck.

Zu ben stimmungsreinsten Gedichten der gesamten Tessiner Lyrik gehören bas unheimliche "Einer ist da, der mir nachstellt . . . " ("Gh'e quaidun . . . "), die Betrachtung unseres schwanken Daseins "Auf dem Gipsel", den Sonne und Nebel umstreiten ("In scima"), und die leidbeschwerte, diskret lautmalerische "Nachtmusik" der Grillen und Frösche und der nie beruhigten, um und um rauschenden Wassersläuse ("Müsica da nocc").

Erwünschte Wort= und Sacherklärungen erleichtern, wie in Bianconis erstem Ihrischen Bändchen "Garbiröö", das Berständnis für diese schlichte, aus tieser Tessinertreue quellenden Poesie. E. N. Baragiola.

^{1) &}quot;Ofell dal specc". Poesii in dialett. Selbstverlag des Versassers in Minusio. — Davon eine Liebhaberausgabe von 25 numerierten Exemplaren, elegant ges bunden, mit besonderem Holzschnitt (Handdruck) und mit der Unterschrift des Autors versehen.